

Ehre und Scham als zentrales Thema paulinischer Theologie

Ein Interview mit Professor Robert Jewett

MANFRED L. PIRNER

Dr. Robert Jewett ist Amerikaner und emeritierter Professor für Neues Testament. Er promovierte in den 1960er Jahren an der Uni Tübingen, lehrte über fünfunddreißig Jahre an verschiedenen theologischen Hochschulen in den USA, erhielt drei Ehrendokortitel und ist gegenwärtig Gastprofessor an der Uni Heidelberg. Neben etlichen anderen Büchern zu seinem Spezialgebiet Paulus hat er 2007 einen über 1200-seitigen Römerbrief-Kommentar in der renommierten internationalen Reihe „Hermeneia“ veröffentlicht.

Herr Professor Jewett, in der Paulusforschung spricht man bereits seit den 1980er Jahren von einer neuen Perspektive, die insbesondere im angloamerikanischen Sprachraum entwickelt wurde. Was ist das Neue an dieser Perspektive?

Die Rede von einer „Neuen Perspektive“ geht auf James Dunn zurück [ehemals Professor für Neues Testament an der Universität Durham, England]. Die alte Perspektive war von der lutherischen Theologie geprägt. Nach ihr ist das Problem der Menschen, dass sie Sünder sind und Vergebung brauchen und dass sie meinen, man könne sich diese Vergebung durch Werke des Gesetzes erarbeiten. Die Juden wurden in dieser lutherischen Sicht leicht zu Prototypen der Gesetzlichkeit und damit neigte diese Perspektive zum Antijudaismus. Demgegenüber schlägt Dunn vor, dass wir den jüdischen Ethnozentrismus als das zentrale Problem verstehen, das heißt, die Tatsache, dass sich die Juden überlegen fühlten gegenüber anderen Völkern. Die Werke des Gesetzes sind nach dieser Sicht nicht so sehr der Versuch, sich das eigene Heil zu erarbeiten, sondern sie sind sozusagen das sichtbare Zeichen dafür, dass man zum Bundesvolk gehörte. Und nur diejenigen, die zum Bundesvolk gehörten, dessen Identitätsmarke das Gesetz war, würden das Heil erlangen. Was Paulus den Juden vorwarf, war nicht Gesetzlichkeit, sondern dass sie sich rühmten, allein Gottes auserwähltes Volk zu sein.

Tendiert diese „Neue Perspektive“ damit nicht auch ziemlich stark zum Antijudaismus?

Oh ja, das kann man sicher sagen. Denn nur die Juden neigen nach Dunns Meinung zum Ethnozentrismus. Er sieht in seinem Römerbriefkommentar ebenso wie alle anderen Römerbriefkommentare die kulturelle Situation in Rom als nicht bedeutsam für die Interpretation des Römerbriefs an. Sie tendieren dazu, Paulus rein von seinem jüdischen Hintergrund her verstehen zu wollen.

Sehen Sie darin eine Hauptschwäche der „Neuen Perspektive“, dass sie die konkrete sozialgeschichtliche und kulturelle Situation, auf die sich Paulus bezog, zu wenig beachtet?

Ja, absolut. Sehen Sie, James Dunn hat für seine Paulus-Exegese keine modernen Methoden benutzt. Er verwendet keine rhetorische Analyse, keine Redaktionsgeschichte, keine Formgeschichte und vor allem keine Sozialgeschichte. Hätte er diese Methoden eingesetzt, wäre er wohl auch zu anderen Ergebnissen gekommen. Ich denke, dass die ethnozentristische Tendenz nicht nur charakteristisch für das Volk Israel war, sondern dass es ein Zug von jedem Volk und Land in der antiken Welt war. Und ich glaube, dass das Zentralproblem der Menschheit, wie Paulus es sieht, *das falsche System von Ehre und Scham* ist, das die griechisch-römische Kultur ebenso prägte wie die jüdische.

Das ist der Neuanfang, den Sie in Ihrem Römerbriefkommentar versucht haben. Kann man also sagen, dass uns die starke Orientierung an Luthers Rechtfertigungslehre lange Zeit den Blick verstellt hat für das, was Paulus eigentlich sagen wollte?

Ja, das ist meine Meinung.

Müssen dann die beiden großen Kirchen ihre gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigung umschreiben?

Jedenfalls müsste ihre Perspektive erweitert oder verbreitert werden. Die gemeinsame Erklärung steht ganz in der augustinischen Tradition, die die Rechtfertigung im Sinne der Vergebung von Sünden versteht. Das heißt: Rechtfertigung ist gleich Vergebung. Das kann für Teile der Evangelien stimmen; es kann auch vielleicht teilweise für andere paulinische Briefe stimmen, aber für den Römerbrief absolut nicht. Vergebung ist kein Thema im Römerbrief.

Können Sie uns das näher erläutern? Was ist dann nach Ihrer Sicht das zentrale Thema im Römerbrief und wie ist Rechtfertigung in der Konsequenz zu verstehen?

Nun, das zentrale Thema ist das Thema Ehre und Scham. Schon zu Beginn des Briefes setzt Paulus den thematischen Rahmen in diesem Sinn in Röm 1,14, wenn er schreibt: „Ich bin ein Schuldner der Griechen und Barbaren, der Gebildeten und Ungebildeten.“ Er dreht die Ehre-Scham-Kategorien um. Und er schreibt das im Hinblick auf die Spanier, zu denen er reisen will, die als ehrlose Barbaren par excellence galten. In Vers 16 fährt er fort: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht.“ Und dann in Kapitel 3, in dem betont wird, dass alle gleich von Gott angenommen werden, zeigt sich, dass Rechtfertigung

meint: Gott setzt die Menschheit ins Recht, indem er diese ungerechten Systeme von Ehre und Scham umstürzt und jeder Gruppe die gleiche Ehre und Wertschätzung zukommen lässt in Christus.

Das Zentrum der Offenbarung dieser radikalen Rechtfertigung liegt im Kreuz Christi. Dass es im Römerbrief zentral um Ehre und Scham geht, wird auch am Ende des Briefes noch einmal deutlich, wo in Kapitel 14 bis 16 abschließend Ehre-Scham-Themen angesprochen werden:

Die Christen in den römischen Gemeinden sollen sich gegenseitig willkommen heißen, sich gegenseitig grüßen, also sich einander Ehre erweisen, und zwar gerade auch den Schwachen, sie sollen sich alle als gleichwertig in Christus begreifen.

Sie haben bereits angedeutet, dass Sie für Ihr Verständnis des Römerbriefs anders als die meisten Exegeten die kulturelle Situation der römischen Gesellschaft stärker berücksichtigen und so auch zu Ihrer besonderen Interpretation der paulinischen Rechtfertigungstheologie kommen. Können Sie diesen kulturellen Hintergrund noch etwas erläutern?

Die römische Gesellschaft war geprägt von einem Konkurrenzkampf um Ehre und Ansehen. Die grundlegende Denkstruktur war: Meine Gruppe ist deiner Gruppe überlegen, deine Gruppe ist gar nichts. Dieses Denken fand sich auf jeder Stufe der römischen Gesellschaft bis hinunter zu den Sklaven, denn auch die Sklaven strebten nach Ehre, Anerkennung oder

Respekt. Das Problem der Sklaven in Rom, die ja einen guten Teil der christlichen Gemeinden ausmachten, war nicht, dass sie etwas falsch gemacht hatten, dass sie Schuld auf sich geladen hatten, sondern dass sie „Nobodys“ waren, dass sie nichts galten. Das ist ein viel tieferes menschliches Grundproblem als das Schuldproblem, das viel mehr zu Gewalt und sozialen Unruhen führt als mangelnde Schuldvergebung.

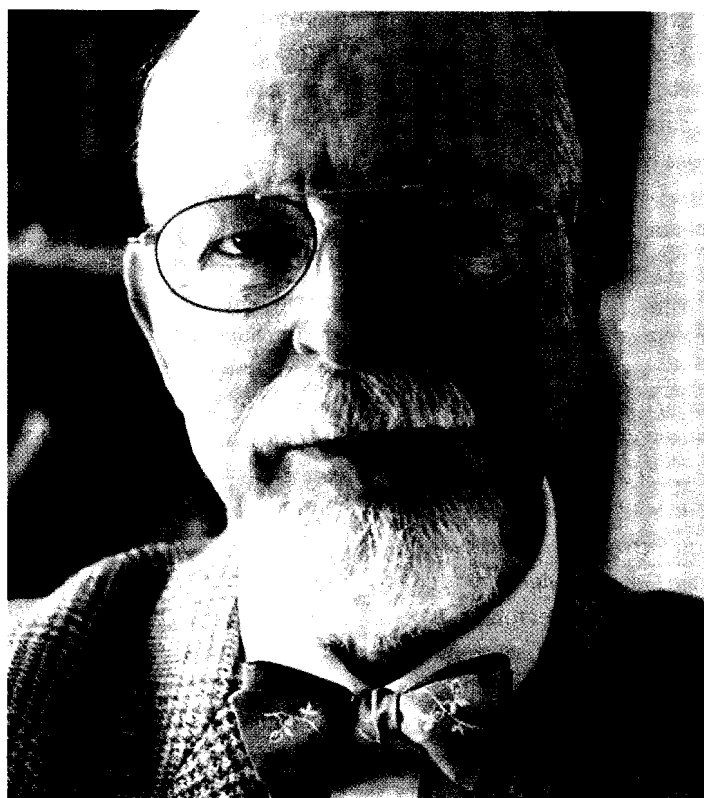
Ist Ihre Perspektive als amerikanischer Theologie mit durch die Black Theology inspiriert worden?

Oh ja, auf jeden Fall. Und ich glaube, dass die Jahre, die ich am Garrett Evangelical Theological Seminary [bei Chicago] gelehrt habe, wo ein sehr hoher Prozentsatz der Studierenden Afro-amerikaner sind, mir geholfen haben, manche meiner Ideen

auszuarbeiten. Die Kategorien von Ehre und Scham gehörten ursprünglich nicht zu meinem Vokabular. Ich bin von Haus aus ein reformatorischer Theologe, ich wurde von Luther und Wesley in meinem theologischen Denken geprägt. Und der Gedanke der voraussetzungslosen Gnade Gottes und der Vergebung der Sünden ist ein sehr wichtiger Gedanke für mich – aber er ist nicht der Leitgedanke im Römerbrief.

Interessant an Ihrem Ansatz finde ich, dass er dem Römerbrief eine viel stärkere gesellschaftspolitische Relevanz gibt als das in der traditionellen

und vor allem auch in der deutschen Theologie bislang der Fall war. Das ist richtig. Der Römerbrief ist politisch von Anfang bis zum Ende, weil er das fundamentale Paradigma des römischen Imperiums untergräbt, das im Zentrum des Staatskults steht: Dass die Götter Rom gesegnet haben wegen seines überlegenen Religions-, Rechts- und Gerechtigkeitsverständnisses und dass sie von daher das Recht haben, alle anderen Völker in der Welt zu dominieren. J. E. Lendons Buch „Empire of Honour“ [Oxford 1997] hat gezeigt, dass der Kitt, der das römische Imperium zusammenhielt, im Grunde das System der Ehre war. Denn die Patronen der Oberschicht, die eigentlich das ganze Reich zusammen hielten, taten das, was der Kaiser wollte, um Ehre und Ansehen zu gewinnen. Das war der Grund, warum der Kaiser kaum Befehle gab, sondern eher Wünsche zum Ausdruck brachte.



Robert Jewett. Bild: privat

Wird dieser politisch-widerständige Zug, den Sie im Römerbrief sehen, nicht konterkariert durch Röm 13, 1: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott ...“?

Ich verstehe Röm 13 vor allem als einen massiven Akt der Umdeutung. Paulus behauptet, dass die Gottheit, der Rom dient, in Wahrheit der Vater Jesu Christi ist. Das ist alles andere als das, was die Römer dachten; sie dachten, sie dienen Jupiter und Mars und dem Götter-Pantheon. Das ist also ein Akt der Umdeutung, der auch einen Anspruch zum Ausdruck bringt. Darüber hinaus gibt es ein Element der Proportionalität in Paulus' Sicht. Man soll Ehre geben, wem Ehre gebührt, man soll jenen Steuern zahlen, denen die Steuern zustehen. Damit geht es hier auch um ein Element des eigenen Urteils oder des Urteils der Gemeinschaft in der Frage, wie die Gemeinde sich gegenüber Rom verhalten soll. Ich denke, wir sollten nicht vergessen, dass Röm 13 auf Röm 12 folgt, und Kapitel 12 beginnt mit der Mahnung „Stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern ändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, damit ihr prüfen könnt, was Gottes Wille ist ...“. Das war eine Aufforderung an die kleinen Haus- und Wohnungs-Gemeinden, sich ein Urteil zu bilden, wie sie sich gegenüber den römischen Behörden verhalten sollten.

Sie haben vorhin im Gespräch angedeutet, dass Sie Grenzen Ihrer Interpretation von Röm 13 wahrgenommen haben und zwar vor allem auf Ihren Reisen in China.

Ja, während der drei Wochen, die ich in China war, hatte ich fast jeden Tag lange und intensive Diskussionen mit chinesischen Studenten. In allen diesen Gesprächen wollten sie immer wieder meine Sicht von Röm 13 hören und wie sie damit umgehen sollten. Da begriff ich erst so richtig, dass sie sich in einer ähnlichen kulturellen Situation wie die römischen Gemeinden damals befinden. Sie leben in einer totalitären Gesellschaft, wo die Macht in den Händen einiger weniger liegt, und zu sagen, dass Gott die Macht in diese Hände gelegt hat, ist eine ziemliche Zumutung – was es sicher auch für die Empfänger des Römerbriefs war. Was mir in diesen Gesprächen zunehmend klar wurde, ist, dass ich zu wenig die Alternative bedacht hatte, die Paulus vor Augen hatte. Die Alternative zu seiner qualifizierenden Bestätigung der römischen Autorität war die gewaltsame, theokratische Revolution. Diese Vorstellung eines durch gewaltsame Revolution herbeigeführten Reiches Gottes lehnte Paulus nach seiner Bekehrung, ebenso wie Jesus, kategorisch ab. Christi Auferstehung war für ihn der Wendepunkt; er konnte nicht länger das Gesetz und die Gewalt als Mittel sehen, durch die Gottes Reich herbeigeführt würde.

In der Einführung zu Ihrem Römerbrief-Kommentar schreiben Sie, dass Sie es als Exeget sachgemäßerweise den Lesern überlassen, Konsequenzen aus Ihrer Interpretation für heute zu ziehen. Und trotzdem wird klar, und das hat ja auch unser Gespräch gezeigt, dass Sie selbst solche Konsequenzen natürlich im Blick haben. Können Sie einige davon benennen?

Ich sehe solche Konsequenzen vor allem im Hinblick auf mein eigenes Land, die USA. Ich denke, in Amerika haben wir eine perverse Kombination von beiden imperialen Visionen. Wir

haben Elemente des römischen Weltbeherrschungs-Schemas. Es wird nicht von allen Amerikanern akzeptiert, aber es hat wieder an Zuspruch gewonnen insbesondere seit 1989, als der politische Einfluss der konservativen „Religious Right“ zugenommen hat und die Meinung vertreten wurde, dass wir die einzige verbleibende Supermacht sind und ein Recht haben, die Welt zu dominieren. Das ist sehr ähnlich zur römischen Zivilreligion. Was aber wirklich pervers ist, ist, dass wir auch Elemente dieses Heiligen-Krieg-Denkens und der Kreuzzugsmentalität haben, wie sie dem zionistischen Denken eigen war. Beide imperiale Ideologien widersprechen jedoch kategorisch der demokratischen egalitären Tradition, die ebenfalls grundlegend zur amerikanischen Tradition gehört und für die Paulus eintritt. Ich denke, der Grund, warum Paulus so nachdrücklich für die gegenseitige Akzeptanz der Starken und der Schwachen argumentiert, ist, dass er ihr falsches Verhalten als sinnbildlich für die ganze Welt betrachtet: für das eigene Ansehen, die eigene Ehre kämpfen. Und dass, wenn sie verstehen, was es mit dem Kreuzestod Christi auf sich hat, sie lernen werden, sich gegenseitig zu akzeptieren als kulturell unterschiedlich, aber gleichwertig in Christus. Dieser Ruf zur friedlichen Koexistenz, der im Römerbrief einen Höhepunkt in Kapitel 15 hat, mündet in die Vorstellung, dass alle Nationen gemeinsam mit Israel Gott preisen werden. Statt einer Welt, die um Ruhm und Ehre kämpft, wird es eine Welt geben, die vereint ist im Lobpreis dessen, der das Ehre-Scham-System überwunden hat.

Sie haben sich bereits seit den 1960er Jahren immer wieder kritisch zur amerikanischen Zivilreligion und populären Kultur geäußert und dazu Bücher veröffentlicht. Unter anderem haben Sie zwei Bücher unter dem Titel „Saint Paul at the movies“ [Paulus im Kino] geschrieben. Was hat Sie dazu bewegt, diese Bücher zu schreiben?

Nun, teilweise entstanden die Bücher aus meiner Lehrtätigkeit an der Hochschule. Ich erkannte, dass meine Studenten stark durch die populäre Kultur geprägt waren und dass es schwer war, Ihnen theologische Einsichten zu vermitteln, wenn ich sie nicht irgendwie in Beziehung setzen konnte zu den Geschichten, die Sie kannten und mochten. Inhaltlich haben die beiden Bücher einen hermeneutischen Anspruch: Ich habe versucht, das Evangelium meiner eigenen amerikanischen Kultur zu erschließen.

Können Sie uns ein Beispiel dafür geben, was ein populärer Film mit Paulus zu tun hat?

Nehmen wir einen der populärsten Filme des 20. Jahrhunderts: Star Wars. Da haben Sie die immer wiederkehrende Wendung „Möge die Macht mit dir sein!“ Diese Macht [force] hat in Star Wars deutlich gewalttätige Züge. Der Held, Luke Skywalker, erhält von der „Macht“ die Fähigkeiten, das böse Imperium letztlich im kriegerischen Kampf zu besiegen und zu vernichten. Im Römerbrief geht es ebenfalls um ein Konzept von Macht oder Kraft [force], das aber ein anderes ist als in Star Wars. Die Macht Gottes, von der Paulus hier spricht, ist das Evangelium, d. h. die Botschaft von der bedingungslosen Liebe für jede Gruppe, die Menschen mit einander versöhnt statt Feinde zu vernichten. So enthält ein Film, der von vielen als ein

sehr religiöser Film gesehen wurde, eine Theologie, der Paulus widerspricht.

Die Leser unserer Zeitschrift sind Religionslehrerinnen und -lehrer. Könnten Sie Ihnen zum Abschluss eine Empfehlung geben, wie Paulus nach Ihrer Meinung im Religionsunterricht behandelt werden könnte oder sollte?

Ich denke, das Hauptproblem, wenn man über Paulus unterrichten will, ist die Abstraktion. Den paulinischen Briefen fehlt ja eine narrative Struktur. Und als Konsequenz der dominierenden reformatorischen Theologie tendiert Unterricht über Paulus dazu, ein Unterricht in dogmatischer Lehre zu sein. Das wird aber den Paulus-Briefen überhaupt nicht gerecht. Paulus ist ein seelsorgerlicher Theologe, kein systematischer Theologe. In jedem seiner Briefe geht er auf ganz konkrete Probleme

in den Gemeinden ein. Es geht also darum, die Adressatensituation zu rekonstruieren, die Geschichte hinter den Briefen wiederzuentdecken; dann wird Unterricht über die Paulus-Briefe auch lebendig und anschaulich. Und man wird den Briefen auch hermeneutisch besser gerecht, weil die jeweilige Gemeindesituation und die Antwort des Paulus darauf einen breiteren Bezug auf unsere Gegenwart erlauben.

Herr Professor Jewett, haben Sie vielen Dank für dieses Gespräch!

(Das Interview hat Manfred L. Pirner geführt und ins Deutsche übersetzt.)